

Überwindung dieses hundertfach verstärkten Stereotyps in Polen zum Beispiel völlig unmöglich erschiene, wäre da nicht ein Gedanke, eine Wahrheit – deutlicher denn je: daß es nur eine Freiheit gibt und auch nur einen Terror, der alles unterdrückt. Die Arbeiter auf den Straßen Berlins, die Ereignisse in Posen, der Oktober, der ungarische Aufstand, die verbissenen Kämpfe in den kommunistischen Parteien aller Länder nach der Rede Chruschtschows auf dem 20. Parteitag, in Parteien, die nur in den Reden ihrer Führer monolithisch sind, alles das erschiene als tragische, hoffnungslose Geste, wenn sich nicht Rußland diesem Kampf anschließt, wenn nicht nur polnische, deutsche und ungarische Arbeiter, Intellektuelle und Bauern bereit sind, für dieses alte, abgenutzte, vielfach verfälschte und mißbrauchte, aber doch einzige Ziel „Freiheit“ zu kämpfen. Ein Vorhang von „Schweigen schrecklicher als Unglück“ bedeckte Rußland vor mehr als 120 Jahren, als Custine diese Worte schrieb. Aber wir *wissen* vom Aufstand in Workuta, *wissen*, daß es an den Universitäten, den Hochschulen gärt, *wissen* von den extrem antisowjetischen Stimmungen unter den sehr jungen Jugendlichen, deren politisches Bewußtsein zu Zeiten des 20. Parteitags geformt wurde. Überall dort, wo auf dem kleinsten Fleckchen Freiheit des Gedankens erscheint, bringt sie Freiheit hervor. Rußland für das Land zu halten, dessen „einziger Fanatismus Gehorsam“ ist, dieser Blick ist durch seine Einseitigkeit falsch.

Tolstoj beschreibt in der „Auferstehung“ junges Grün, das im Frühling sogar zwischen den Steinen des Gefängnisses zu wachsen versucht. Ohne diese Hoffnung, daß auch in Rußland der Kampfeswille nicht erloschen ist, daß man auch dort ein freieres Leben erlangen kann, für das so viele Generationen von Russen ihr Leben gaben, scheinen alle Versuche der Liberalisierung, alle revisionistischen Bestrebungen in den von Rußland unterjochten Ländern wie verzweifelte Gesten eines Ertrinkenden.

Quelle: Czapski J.: *Nationalität oder Einseitigkeit*. In: Klecel M. (Hg.) 1995: *Polen zwischen Ost und West*. Frankfurt am Main, 167–175.

Kalter Friede – das Baltikum in der Brežnev-Ära

Der folgende Text entstammt dem Roman „Die Schönheit der Geschichte“ (estn. „Ajaloo ilu“, 1991; dt. 1993) der 1946 geborenen estnischen Lyrikerin und Schriftstellerin Viivi Luik, die zu den bedeutendsten Gegenwartsautoren ihres Landes zählt. Dieser ihr zweiter Roman spielt in Tallinn und Prag um 1968. In der sogenannten Brežnev-Ära wurde die begonnene Entstalinisierung gestoppt, das kulturelle und gesellschaftliche Leben abermals einer verschärften Reglementierung ausgesetzt und jedwede Bürgerrechtsbewegung unterdrückt. Luik zeichnet das Bild eines Daseins wie im Glashaus, in dem scheinbar nichts passiert. Während in Tallinn Stillstand und Lethargie herrschen, ereignet sich der „Prager Frühling“.

Gegen Abend wird der Himmel höher und gewinnt seine wahre Gestalt, wird zum Kuppelgewölbe, das mit seltsamer und drohender Selbstverständlichkeit alles überspannt, Armeekommissariate, Milizposten und Paßkontrollpunkte. Wen diese Kuppel bedeckt, der kann nicht entkommen.

Diese Kuppel überwölbt das Rusalka-Denkmal in Tallinn ebenso wie die Bahnsteige und Eisenbahnbrücken von Riga, Kartoffeläcker und Apfelgärten ebenso wie Kasernen und Grenzstreifen.

Unten im Süden gehen die Fichtenwälder langsam in Buchenwälder über. Oben im Norden das Eismeer und der Weißmeerkanal, dessen Bau mehr Menschenopfer verlangte, als wir noch ahnen. Ebenfalls im

Norden die Karelische Landenge, wo immer noch die Gebeine der im Winterkrieg Gefallenen verstreut liegen. Unten im Süden, in den Bergen, Draculas Schloß und Ceauşescus Reich. An den Berglehnen, zwischen schwarzglatten Buchenstämmen, wogen mächtige Nebelbilder wie Traum und Rauch.

Irgend etwas geht vor. Zu Wasser, zu Lande und zu Luft laufen durch Kabelstränge geheime Befehle. Papier scheut das Licht. Inmitten von Fichten- und Buchenwäldern, Getreidefeldern und Grabstätten, auf alten Ebenen in Wind und anbrechender Dunkelheit stehen die Behausungen der Menschen. An den Bäumen schimmern hell die Äpfel, ihre Kerne sind schon braun. Das Getreide reift.

Was macht zur Stunde die große Welt? Was macht Breschnew? Schlürft er geschmolzenes Fett und löffelt Honig hinterdrein und geht dann schwankend und schmatzend zwischen zwei Pelzmänteln zur Ruhe? Was geschieht überhaupt? Und wo?

Nirgends ein Laut. Von der Küste des Eismeers bis hinunter zur Donau eine einzige Stille. Nur die Zeitungen rascheln. Letzter düsterer Abendglanz überfließt die verschwundenen Staaten, in denen auch jetzt Menschen wohnen, allerdings in Häusern, wo die Wände Ohren haben. Tante Olga hat die große Hungerkatastrophe selbst miterlebt. Es stimmt nicht, daß die Häuser mit Leichen vollgestapelt und dann angezündet wurden, wie manche behaupten. Anfangs krochen die Menschen noch herum und starben dann, wo sie gerade waren. Und blieben so liegen. Bevor es zu Ende ging, heulten sie wie die Hunde. Offiziell wurde die Katastrophe als Havarie bezeichnet. Das Havariegebiet wurde gesperrt, alles geheimgehalten. Wer Olga dort herausbrachte, weiß man nicht. Jemand gab ihr Zucker zu lecken, den einer der Toten hinterlassen hatte, aber wie dieser zu dem Zucker gekommen war und warum er ihn zu Lebzeiten nicht selbst aufgeleckt hatte, weiß auch niemand.

Heutzutage gibt es keinen Hunger. Heutzutage kann jede Köchin einen Staat lenken. Hauptsache, es kommt kein Krieg.

Sem konnte fort, doch Anna mußte einem Mörder Lesen und Schreiben beibringen. Großvater ist in New York beerdigt. Irgendwo sind noch weitere Gräber. In Schubladen liegen schwarzgeränderte Umschläge mit Fotos darin, auch Briefe.

Der Vorhang bewegt sich. Die fremden Sprachlaute draußen geben dem Abend etwas dunkel Faszinierendes. Das Telefon grollt und knurrt vor sich hin. Es ist mit einem dicken grünen Sofakissen zugedeckt. Unnütz zu fragen, warum, es wird sich schon noch herausstellen. Die Baumblätter vor dem Fenster sind schwarz, wie aus Eisen geschmiedet, in der Luft Rauch und Feuer des Sommers. Das Geräusch dieser Blätter scheint eher ein Klirren als ein Rascheln. Es dringt durchs Fenster und erdrückt die an diesem Abend gesprochenen Worte. Wie oft man sich ihrer auch erinnert, immer werden sie übertönt bleiben von jenem dumpfen Eisengeklirr. Es sind keine estnischen Worte.

Sie sitzt mitten in dem hohen abendlichen Zimmer und läßt sich von einer Hand, einer Männerhand, Kiefer und Schädel befühlen. Die Hand ist jung und doch geübt. Geübt im Umgang mit Knochen wie die Hand eines Amputeurs oder eines Erzengels, der Tote erweckt. Mit verhohlenen Interesse schießt sie hin zu der unförmigen Tongestalt, die unter dem Zugriff jener geschickten Hände nach und nach tatsächlich zum Leben erwacht. Sie stellt befremdet fest, daß dieses Ding da eine Seele bekommt. Augenlider und Nasenspitze sind schon etliche Male umgearbeitet worden, auch die Ohren. Ihre Augenlider, ihre Nasenspitze, ihre Ohren. Daß jemand imstande ist, ihren Kopf in Ton nachzubilden, verblüfft sie. Sie schaut zu und baumelt mit den Beinen. Heute mittag noch hatte sie im stillen hochmütig gemeint, sie zu porträtieren, mit ihrer ganzen Seele, sei vollkommen unmöglich. Dieser Hochmut kommt wohl daher, daß Gott sie bisher vor der Salzrute verschont hat. Gott wartet ab und sieht zu.

Sie aber verfolgt jede Bewegung des anderen, mißt ihn mit unverwandtem Blick, studiert ihn eingehend und schamlos wie ein Kind den fremden Besuch. Den ganzen Tag hat sie ihm beim Modellieren zugesehen und nimmt jetzt erst wahr, daß er wirklich da ist.

Wenn sie ihm jetzt in die Augen schaut, sieht sie darin etwas, was sie fesselt und überrascht. Sie sieht dort ihr eigenes Abbild und nur das. Nicht aus Ton, sondern aus lebendem Fleisch. Achtundvierzig Kilo Fleisch und Knochen, in denen zu wohnen mehr Mut und Seelenkraft erfordert, als man denkt. Reiner Geist müßte man sein oder wenigstens eine Maschine. Besser wohl doch eine Maschine, denn die werden immer teurer und verlangen immer sorgsamere Behandlung. Maschinen darf man lieben, man muß es sogar.

Immerhin hat sie schon zwei Bücher verfaßt und ahnt dunkel, daß man Wörter, wenn sie wirken sollen, mit Blut tränken muß, doch insgeheim, damit niemand außer Gott begreift, was man mit ihnen eigentlich angestellt hat. Sie hat Wörter verkauft und auch weggeworfen. Den Namen, unter dem sie schreibt, wird sie auch in Zukunft tragen, nur wird seine Wirkung dann eine andere sein. Vorerst ist es der Name einer Einundzwanzigjährigen. Man schmeckt ihn ab, macht ein spitzes Mündchen und wartet ab, was die anderen sagen. Derlei Spielchen gleiten an ihr ab, spurlos, kaum daß sie davon Notiz nimmt.

Sie möchte im Licht stehen und doch auch in die dunklen Winkel hineinspähen. Sowjetsterne und Hakenkreuze faszinieren sie ebenso sehr wie die Augen der Mitmenschen und was darin zu lesen steht. Immer wenn sie eine Rose sieht, möchte sie sie aufessen. Sie hat schon viele gegessen und weiß auch genau, wie Löwenzahn und Apfelblüten schmecken. Der bittere Geschmack des Flieders ist ihr vertraut wie allen Esten. Jedes Jahr, wenn die blühenden Fliederbüsche neben Scheunen und Kartoffelfurchen stehen wie Abgesandte aus fernen Welten, senkt sich über Tallinn und Tartu die gleiche Totenstille, die die Überlebenden in ihren Erinnerungen beschreiben. Je süßer der Flieder, je blauer der Himmel, um so gefährlicher scheint das Leben in den baltischen Staaten, von denen keiner recht weiß, ob sie überhaupt existieren. Das Leben hier ist geheimnisvoll und unergründlich. Fünfzig Jahre sind hier wie ein Augenblick, wie ein Traum oder eine Rauchfahne über Trümmern und leeren Fundamenten. Hier vermag der strahlende Frühlingswind selbst den Gebeinen der Toten Leben einzublasen und sie aus ihren Gräbern zu holen. Hier hat man den Teufel schon am hellichten Tag im Radio gehört. Bei diesen Fliederbüschen weiß man nicht, ob sie im Heute blühen oder im Gestern oder ob sie nur ein Bild der Sehnsucht sind.

Quelle: Luik V. 1995: *Die Schönheit der Geschichte*. Reinbek bei Hamburg, 7–11.

Ein frischer Wind in der ČSSR – Alexander Dubček über den „Prager Frühling“

Als „Prager Frühling“ wird eine der bedeutendsten Reformbewegungen des kommunistischen Systems bezeichnet. Mit dem Ziel, einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ zu schaffen, führte die tschechoslowakische Parteispitze 1968 unter Alexander Dubček Presse-, Meinungs- und Reisefreiheit ein, plante weitreichende wirtschaftliche Reformen und die Abkehr von der zentralistischen Planwirtschaft. Man wollte den Sozialismus liberalisieren, die Fehler des Stalinismus korrigieren, nicht jedoch das System stürzen. Als einen solchen Versuch interpretierte aber die Sowjetführung den Reformkurs und reagierte entsprechend kompromisslos.